

Unter dem wachenden Blick von Rajashri klettern Chaitali und ihre kleine Schwester Vrushali als letzte der Gruppe den steinigen Hügel hinauf. Auf der Spitze haben es sich schon einige weitere Mädchen bequem gemacht, um die Aussicht zu genießen. Unter ihnen erstreckt sich die weite Steppenlandschaft des indischen Bundesstaates Maharashtra und wird von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne in ein schimmerndes Rot getaucht. Die Zusammenkunft ist ein Ritual, das die Kinder regelmäßig abhalten, um die Bindung der kleinen Gemeinschaft zu stärken. Denn die Lebenswege der Mädchen haben eine Gemeinsamkeit: Sie alle wurden von ihren Familien verstoßen, und sie alle haben im nahegelegenen „Sai Children's Home“ ein neues Zuhause gefunden.

„Wir wollen einen Ort schaffen, an dem Mädchen sicher aufwachsen können. Einen Ort, an dem sie sich niederlassen können und Bildung erwerben“, erklärt Yunus Shipchandler, Gründer des Heims etwas außerhalb von Garade Village in Indiens Westen, welches derzeit elf Mädchen im Alter von drei bis zwanzig Jahren beherbergt. Seit über 17 Jahren setzt sich der Manager eines Schiffsunternehmens ehrenamtlich für Kinder ein. Die Idee dazu kam dem heute 59-Jährigen nach einem prägenden Moment auf den Straßen von Pune, der Dreimillionenstadt, die nach Mumbai die zweitgrößte im Bundesstaat Maharashtra und das kulturelle Zentrum der Region ist. Shipchandler, so erzählt er es heute, hatte sich gerade an einem Stand eine Mahlzeit geholt und dabei etwas Essen fallen lassen, als ein Kind und ein Hund sich auf die Reste stürzten. Noch deutlich erinnert sich Shipchandler, wie der Besitzer des Imbisses, dem der Hund gehörte, mit einem Stock versuchte, das hungrige Kind zu verscheuchen: „In diesem Moment zerbrach etwas in mir. Ich beschloss, sobald ich die Mittel dazu habe, mich um wenigstens zehn bis zwanzig Kinder zu kümmern, die sonst niemanden haben.“

Nach dem Kauf von vierzehn Hektar Landfläche und anfänglichen Schwierigkeiten mit den ansässigen Farmern eröffnete Shipchandler das Heim. „Als die ersten sechs Kinder eingezogen waren, merkten wir schnell, dass die Finanzierung durch mein Gehalt nicht ausreicht. Wir mussten uns also etwas einfallen lassen“, erinnert er sich. So entwickelte Shipchandler mit Unterstützung seiner Familie das Modell des „earn, learn and return“: Dazu errichtete der Heimleiter einen Biobauernhof, der nicht nur die Mädchen mit Nahrung versorgt, sondern auch Schülergruppen und Touristen anlockt. Shipchandler beschäftigt dafür mehrere Landwirte und Freiwillige, die gestressten Stadtbewohnern das Leben auf dem Land wieder näherbringen. „Wir verdienen am Tourismus, lernen von der Natur und geben das alles an die Mädchen zurück“, sagt Shipchandler.

Dass das Heim nur Mädchen aufnimmt, liegt an der indischen Gesetzeslage, die Shipchandler bei der Gründung zwang, sich für ein Geschlecht von Schützlingen zu entscheiden. Es ist eine Wahl, die der Heimleiter nicht bereut: „Generell kann man sagen, dass Mädchen in Indien mehr Schutz brauchen als Jungen.“ Das gelte besonders, wenn die bedürftigen Kinder aus einer schwierigen Familiensituation entstammen. Sie seien dann besonders verwundbar. Im Heim sollen die Mädchen eine neue Chance bekommen.

Das scheint auch zu glücken. „Als ich hierherkam, hatte ich gesundheitliche Probleme und war ein emotionales Desaster“, erzählt Rajashri. „Jetzt bin ich stark, auch wenn mich immer noch Menschen für schwach halten. Das habe ich nicht allein geschafft; wir haben alle zusammen an meinen Problemen gearbeitet. Dieser Ort hier hat mich wachsen lassen, physisch und emotional.“ Die Zwanzigjährige lebt seit ihrem siebten Lebensjahr im Mädchenheim und arbeitet mittlerweile selbst als Betreuerin. Zu ihrer Mutter hat die junge Frau kaum noch Kontakt, posi-

ve Erinnerungen an ihr altes Leben noch weniger. Rajashri betrachtet das Heim als ihr wahres Zuhause, die anderen Mädchen als ihre Familie. Ironischerweise sorgen die zerrütteten Verhältnisse, aus denen alle Bewohnerinnen des Heims stammen, für eine innige Verbindung.

Der geregelte Tagesablauf gibt den Kindern eine Stabilität, die viele so vorher nicht kannten. Nach dem Aufstehen machen sich die Mädchen für die Schule fertig und frühstücken gemeinsam. Danach geht es im farneigenen Geländewagen ins nächstgelegene Dorf zum Unterricht. Den restlichen Tag verbringen die Schützlinge mit gemeinsamen Spielen, langen Spaziergängen oder traditionellem Gesang. Die Unterweisung übernimmt die siebzehnjährige Musikstudentin Komal. Auch sie hat den größten Teil ihres Lebens im Heim verbracht und engagiert sich so für die nächste Generation. Vor dem Abendessen versammeln sich die Mädchen noch mal zum Lernen.

Die Bildung soll ihnen bessere Chancen innerhalb der indischen Gesellschaft verschaffen; schließlich stehen Frauen dort vor besonders hohen Hürden. Laut einem Bericht der Nichtregierungsorganisati-

on Humanium werden Mädchen in Indien systematisch diskriminiert. So liegt ihre Sterblichkeitsrate um 61 Prozent höher als die von Jungen. Aufgrund der Mitgift gelten sie in vielen Familien als finanzielle Last. Preeti Kantilal Soni, Beraterin der Frauenförderungsorganisation CWDC, sagt: „Die indische Frau hat in der Gesellschaft einen Status als Mensch zweiter Klasse. Das liegt unter anderem an der patriarchalen Auslegung des Glaubens.“ Seit 1994 gibt es ein Gesetz, welches die Geschlechtsbestimmung des Fötus in der Schwangerschaft verbietet. Dennoch versuchen viele Familien, den unerwünschten weiblichen Nachwuchs loszuwerden. Zahlreiche Mädchen werden verstoßen.

Auch im Bereich der Bildung sieht Soni eine Benachteiligung. 2011 konnten rund 65 Prozent der Frauen lesen und schreiben; bei Männern lag die Alphabetisierungsquote hingegen bei 82 Prozent. Diesen Mangel sieht die Frauenrechtlerin als Hauptursache der Ausbeutung. Auch führe die höhere Analphabetenquote von Frauen dazu, dass sie von Männern abhängig bleiben. Besonders problematisch sei die Situation in den ländlichen Gebieten Indiens.

im Bett so leise ist. Und immer wieder suchen frustrierte Paare Rat, bei denen der Mann von sich sagt, er wolle doch nur seiner Frau etwas Gutes tun, während sie danebensitzt und schweigt. Im Einzelgespräch berichtet sie dann, dass ihr ein Orgasmus gar nicht so wichtig sei und sie ihm etwas vorspiele, damit er zufrieden ist.

Ahlers diagnostiziert eine Kluft zwischen sexuellen Erwartungen und sexuellem Erleben, für die er maßgeblich die uneingeschränkte Verfügbarkeit von Pornographie verantwortlich macht. „Sex-Fiction“ sei zu einer Matrix mit normativer Wirkung geworden, und weil akustische Stimulation subtiler wirke als visuelle und weil dank Earplugs keiner mehr Gefahr laufe, beim Pornogucken allein wegen der Lautstärke erwünscht zu werden, sei die Tonspur ein wichtiges Element sich steigender Reizschwelen und Rezeptionsgewohnheiten. „Ein Stummfilmporno hat 50 Prozent weniger Erregungspotential“, schätzt Ahlers.

Anders als andere Sexualwissenschaftler, die davon ausgehen, dass schon jun-

ge Menschen zwischen Sex im Stimulationsfilm und intimen Begegnungen unterscheiden könnten, macht Ahlers als praktizierender Therapeut die Erfahrung, wie das „Pornoprinzip“ einer erfüllten Sexualität im Wege steht: die stereotypen Geschlechterbilder, das Inszenieren der Leistungsdruck und eben auch die akustische Norm. „Es muss ein bisschen so sein wie im Porno, damit es geil ist“, sagt er. Dabei beruhe schon das Konzept von Sex, das den anderen zur Quelle der eigenen Lust verklärt, auf einer Illusion. „Für seinen Orgasmus ist jeder selbst verantwortlich“, stellt Ahlers klar. Dabei suchten Menschen in der Sexualität gar nicht in erster Linie nach diesem vielbeschworenen Höhepunkt. Wichtiger sei: die Möglichkeit, sich so zu äußern, wie man wirklich sei, das Gefühl, gut und richtig zu sein und angenommen zu werden als man selbst. Denn das lasse sich nur in der Sexualität im wahrsten Sinne des Wortes am eigenen Leib erfahren. „Das ist die Kraft, um die es geht und die in keinem Porno abgebildet ist“, sagt Ahlers.

Doch, so glaubt Soni, die Situation verbessere sich mittlerweile etwas für die jüngeren Generationen: „Viele junge Mädchen auf dem Land gehen heutzutage ins College. In den Städten sind die Frauen gebildet und sich ihrer eigenen Rechte bewusst. Sie können inzwischen selbst für ihren Unterhalt sorgen.“ Für eine gute Ausbildung ist im Sai Children's Home gesorgt. Dennoch sind manche der Mädchen nicht auf die Außenwelt vorbereitet. So ergeht es auch Rajashri: „Ich habe einmal ein Jahr in der Stadt gelebt. In dieser Zeit habe ich gemerkt, wie viel Schutz wir im Heim bekommen. In der Stadt fühlte ich mich unsicher, ich wusste nicht, wie ich mich verhalten soll. Es gibt keine Sicherheit, wenn man allein ist in der Stadt.“ Shipchandler ist sich der Situation durchaus bewusst: „Wir müssen in Kauf nehmen, dass dieser Schutz eine Unsicherheit bei den Mädchen verursacht. Dann müssen wir kleine Schritte mit ihnen gehen.“

So sehr der Heimleiter bemüht ist, die Kinder mit Hilfe von Bildung aus der sozialen Marginalisierung zu befreien: Dem größeren Rahmen der gesell-

schaftlichen Normen fügt er sich. Denn sobald die jungen Frauen ihr 18. Lebensjahr erreicht haben, sollen sie am besten heiraten, findet er. Die Hochzeiten mit jungen Männern aus den umliegenden Dörfern sind dabei arrangiert. Denn die Akzeptanz der Gesellschaft für alleinlebende Frauen sei gering. Ein Zwang zur Ehe besteht aber nicht für die Mädchen des Sai Children's Home. Rajashri beispielsweise verfolgt andere Pläne als eine Hochzeit: „Ich habe für mich festgestellt, dass ich gern lehre. Ich möchte demnächst Englisch studieren und einmal Professorin werden.“

Auch Beraterin Soni sieht die Ehe besonders auf dem Land noch als eine soziale Notwendigkeit an; nur Verheiratete würden in der Gemeinschaft respektiert. Gründer Shipchandler achtet vor der Heirat allerdings darauf, dass die Braut ebenfalls einen Beruf erlernt und nicht der Mann Alleinversorger bleibt. Und auch in anderer Hinsicht gibt er sich mit den Verhältnissen nicht zufrieden; er ist zudem Treuhänder einer Stiftung, die Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen verhindern will, indem sie

schon indischen Jungs beibringt, diese als gleichberechtigt anzusehen – sozusagen das spiegelbildliche Angebot des Heims für die Mädchen. Als längerfristiges Ziel hält Soni es für besonders wichtig, dass Mädchen und Frauen in Indien ihre Einstellungen ändern und sich für mehr Selbstbestimmung einsetzen: „Wir müssen für den gleichwertigen gesellschaftlichen Status kämpfen. Der Staat und Hilfsorganisationen allein können die Situation der Frauen nicht ändern.“ Für eine nachhaltige Veränderung müssten mehr Frauen an der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung teilhaben.

Den Sai-Mädchen bietet das Heim zumindest eine bessere Ausgangslage, als viele ihrer Geschlechtsgenossinnen sie haben. Künftig möchte Shipchandler es noch vergrößern. Auch denkt er darüber nach, zusätzlich ein Altersheim aufzubauen, und wünscht sich, dass auf lange Sicht einmal alles von freiwilligen Helfern betrieben werden kann. Konkret planen möchte er aber nicht: „Ich weiß nicht, ob es realisierbar ist. Ich nehme die Dinge einfach, wie sie kommen.“

sehr bewusst, wie sich ihre Sexualität in zwei Jahrzehnten Partnerschaft verändert hat. Manchmal ärgert sie sich, wenn sie unfreiwillig den Nachbarinnen lauscht: „Das sind keine erwachsenen Frauen, die ich da höre. Ich glaube denen nicht. Ich höre Unterwürfigkeit.“ Sie selbst, sagt Corinna, sei anders laut, und selbst wenn sie laut sei, so laut sei sie nicht: „Ein Orgasmus ist nicht so laut.“ Sie hat im Laufe ihrer Beziehung ihren Körper kennengelernt und weiß jetzt viel darüber, was sie anmacht und wie sie loslassen, sich wirklich gehen lassen und frei fühlen kann. Ihre Stimme, sagt sie, sei dann viel tiefer als alles, was sie bei den Nachbarinnen höre und wovon sie früher selbst gedacht habe, das müsse so klingen, wenn man gemeinsam einen Höhepunkt ansteuern wolle. „Meine Stimme passt sich an das an, was ich spüre“, sagt Corinna. Und: „Ich spüre mich auch über meine Stimme.“

Anschließend öffnet sie das Fenster wieder. Sie liebt diesen Moment. Da ist die Stille der Nacht, die laue Sommerluft. Und diese beglückende, erwachsene Freude über sich selbst: „Wir hatten gerade guten Sex.“

Bevor Corinna und ihr Mann miteinander schlafen, schließen sie das Fenster, und sie schließen die Tür. „Dann haben wir so einen sicheren Raum für uns“, sagt Corinna. Es ist ihr nicht egal, ob sie jemand hört. Sie will deshalb nicht darüber nachdenken müssen. Sex mochte sie schon immer. Sie war die Erste in der Klasse, die mit einem Jungen geschlafen hat, damals mit 15, und sie fand es schön. Trotzdem ist Corinna sich

Jetzt bin ich stark

In Indien sind Diskriminierung und Gewalt für Frauen alltäglich. Veränderung beginnt oft im Kleinen. Zum Beispiel in einem Heim für gerade einmal elf Mädchen. *Von Marie Schmitt*

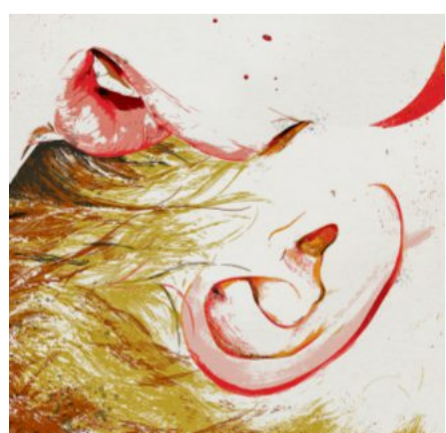


Ein dringend benötigter Schutzraum für Kinder aus zerrütteten Verhältnissen: Chaitali vor Steppenlandschaft, in der Nähe des Sai Children's Home.

Foto: Marie Schmitt

FORTSETZUNG VON SEITE 9

Lauter Sex



eben nicht stöhnen, und die deshalb denken, es stimme etwas nicht, entweder mit ihnen oder mit der Frau. Da sind die Männer in der Lebensmitte, die eine Jüngere gefunden haben und nun wissen wollen, woran sie erkennen können, ob die Frau einen Orgasmus hat, obwohl sie